

## Minutenandacht für 15.1.2021 „Der betende Gaukler“

von Helene Miklas

Ernst ist das Leben hier in Wien, in der Großstadt. Alle Gespräche drehen sich um Corona. Alle kennen mindestens eine Person, die ernsthaft erkrankt ist, vielleicht sogar gestorben. Die Sorgen sind groß bei vielen: Um sich selbst, um andere, die man liebt – um die Mutation des Virus – um die nackte Existenz. Und es ist eine Unlust zu spüren, ein „eigentlich mag ich nicht mehr.“ Die Unsicherheit, ob die Schulen und Geschäfte nun wirklich aufgesperrt werden, tut das ihre dazu.

Ernst im Ton sind auch meine Gebete. Aber es fehlt ihnen etwas. Zwei Dinge gehen mir selbst in meinem Gebet ab: Dank und Lob. Fürbitte habe ich genug. Aber danken für das Gute, das geschehen ist? Das scheint aus meinem Blickfeld zu geraten. Und loben? Ganz authentisch Gott loben? Das schon gar nicht. Geht das in dieser Zeit überhaupt, frage ich mich? Und wenn ja, was brauche ich dazu?

Und da ist mir die Geschichte des betenden Gauklers wieder eingefallen. Ich erzähle sie Ihnen, obwohl Sie sie sicher kennen:

*Es war einmal ein Gaukler. Tanzend und springend zog er von Ort zu Ort, bis er seines unsteten Lebens müde war. „Meine alten Tage“, sagte er sich, „will ich im Kloster verbringen. Immer schon habe ich die schönen Gesänge geliebt und die Mönche mit ihren langen Gebeten bewundert.“ So gesagt, so getan. Aber nachdem er einige Wochen dort war, wurde er unglücklicher und unglücklicher. Das Leben der Mönche war ihm fremd. Er wusste weder ein Gebet zu sprechen noch einen Psalm zu singen. So ging er stumm umher und wenn er sah, wie jedermann des Gebetes kundig schien, stand er beschämt dabei: Ach, er allein, er konnte nichts. „Ich weiß nicht zu beten und habe keine Worte“, sagte er sich, „und bin der Kutte nicht wert, in die man mich kleidete.“ Eines Tages hielt er es nicht mehr aus. Als die Glocke zum Chorgebet rief, ging er in eine abgelegene Kapelle, streifte sein Mönchsgewand ab und während er die Lieder der Mönche hörte, begann er mit Leib und Seele zu tanzen. Er ging auf Händen und überschlug sich in der Luft. Er tanzte und tanzte, bis er nicht mehr konnte. Plötzlich aber sah er den Abt in der Tür stehen. „Verzeiht“, rief er erschrocken. „Ich weiß, ich bin nicht wert, bei euch zu sein. Ich werde gleich mein Bündel schnüren und gehen.“ Da verneigte sich der Abt vor ihm und sagte: „In deinem Tanz hast du Gott mit Leib und Seele geehrt. Möge Gott uns alle Worte verzeihen, die uns über die Lippen kommen, ohne dass unser Herz sie sendet. Bitte, bleibe bei uns.“*

Die Geschichte berührt mich. Sie öffnet ein kleines Fenster, aus dem Licht eindringt. Sie zeigt: Es gehört wahrscheinlich eine Leichtigkeit dazu, Gott zu loben. Eine Leichtigkeit, die gut tut. Vielleicht fange ich heute mit etwas Kleinem an. Mit einem kurzen Loslassen des Alltags und mit dem Blick auf etwas Schönes. Mit einem Seufzer voller Verwunderung darüber, mit einem kurzen Innehalten dabei. Und vielleicht studiere ich den Tanz ein, den momentan so viele tanzen: Jerusalema, in der Moagi aus Südafrika auf Zulu das himmlische Jerusalem besingt. Marinesoldaten, Ärzte, Krankenschwestern, Sportler, Mönche, Polizisten, Flugpersonal auf der ganzen Welt schwingen hier das Tanzbein. Warum nicht auch ich?

Ich schließe mit einem letzten Gedanken, der mich trifft Unser Wort „loben“ hieß auch schon im Althochdeutschen bereits genauso – „loben“. Seltsam: Über die Jahrtausende hat es sich nicht verändert in der Sprache. Ein Zeichen dafür, dass es im Alltag wenig benutzt wird. Vielleicht sollte oder darf das anders werden.

Amen